Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 3

Artikel: Denn er war unser
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748630

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kenntnisse, und innerhalb jedes Verbandes wieder voll Eigensucht und Ehrgeiz die Einzelmenschen." (Man beachte: 1913 geschrieben!)

Fragt man uns nun: „Was sollen wir tun?" so antworten wir zunächst, dass es überflüssig sei, einem Geschlecht, das die Magna Mater, die Natur, wenn überhaupt, bestenfalls „ästhetisch genießt", oder sonst mit Fernstechern bewaffnet angafft, im übrigen aber ihr Antlitz tagtäglich grausamer verschandelt, „Verhaltungsmaßregeln" geben zu wollen. Für die wenigen indessen, die, sehend geworden, noch Kraft des Schönen Lebens in sich tragen, schrieb Ludwig Klages ein von ihm selber als „vernunftlos" bezeichnetes Wort: „Wenn auch die ganze Erde eine Stätte sich mehrender Schmeißfliegen wäre: Ewigkeitsmomente sind darum nicht minder ewig." —

HANS KERN

⊗ ⊗ ⊗

DENN ER WAR UNSER

Dass der Tod Carl Spittelers in den schweizerischen Landen allerlei Unheil heraufbeschwören würde, war mit prophetischer Sicherheit vorauszusagen. Es kam auch so; das wird ja meistens unheimlich, wenn eine ganze Nation plötzlich gezwungen wird, sich in einen elementaren Schmerz hineinzuversetzen, und die Schwierigkeit erreicht den beklemmenden Grad von Unüberwindlichkeit, falls der Schmerz die Folge eines Verlustes « geistiger Güter » zu sein hat. Da wächst das Befremden ins Gigantische, und die getreuen, lieben Eidgenossen sehen sich verpflichtet, den Kopf zu verlieren, wodurch allerdings der soeben angedeutete Verlust im geistigen Güterschuppen nicht spürbar vergrößert wird. Die Verwirrung beim Bekanntwerden des illustren Todesfalles wäre sicher noch beängstigender gewesen, hätte vielleicht den Grad einer Panik erreicht, sicherlich den einer Panik, denn wer es weiß, wie das Schweizervolk an seinen Dichtern hängt! — das also wäre die unabwendbare Konsequenz gewesen, hätte nicht unsere oberste Landesbehörde in Voraussicht der hieraus möglicherweise entstehenden Landeskalamität vermittelst eines humoristisch abgefassten Beileidtelegrammes die ganze makabre Sache zum Guten gewendet. So blieb dem Volke der Ergriffenen das Härteste erspart; es kam gar nicht oder nur zu vereinzelten Selbstmorden, denn der vulkanische Schmerz war in die richtigen Bahnen gelenkt: er durfte sich dekorativ entfalten. Trauer und Schmerz ließen sich organisieren; in Eile ward das Schweizervolk in allen größeren Orten durch berufene Redner über die Tragweite des Verlustes aufs emsigste aufgeklärt. Vom Rheine bis zum Rhodanusstrand erhob sich das gebeugte Volk, und jeder sprach in tiefem Ernst, was längst alle wussten, nämlich: « Denn er war unser. » Nun, das ist flinker gesagt als der *Olympische Frühling* gelesen ist. Wie wenige aber sind, die ein Rigorosum zu bestehen vermöchten, wenn man sie über *Prometheus und Epimetheus* des näheren aushorchen wollte! Doch auch ihr Schmerz sei uns heilig. Und ist es. Beweist er doch, dass ein Dichter es bei einer Mindestzahl von Lesern dennoch zu umfassendem Ruhme bringt. «Mein Herz heißt Dennoch», das wurde so oft wiederholt, dass es nun hoffentlich die ganze Schweiz einmal glaubt. O ja, es wird schon geglaubt, denn Name und Nachruhm Spittelers sind

in festen, aber guten Händen; die Rauchfässer wirbeln ihm zu Ehren Schwaden, die einem das Augenwasser ziehen, und wer das Ritual nicht haargenau mitmacht, wem es in Gottesnamen aus Erstickungsgefahr nicht möglich ist, die Namen Homer, Dante oder Goethe *und* Spitteler im gleichen Atemzug zu nennen, den können noch heute von vielen Seiten die hübschesten Anwürfe treffen. Da steigen in den Weichbildern etlicher Hirne die alten Sumpfblasen aus der Kriegszeit auf, und der ganze Froschpfuhl jener Phrasen, die damals schon nichts als Verhetzung zeugten, wird erneut lebendig. Wer nicht mit hintüber kippendem Augapfel sich vorbehaltlos zu jeder Zeile Spittelers bekennt, kann ohne weiteres dem Verdacht anheimfallen, er habe als preußischer Feldwebel 1914 frohlockend die Grenze Belgiens überschritten. Die Stellung zu Spitteler wird noch oft sogleich politisch ausgedeutet, auch wenn hierzu nicht der mindeste Anlass besteht. So wird um den großen Namen eine Atmosphäre geschaffen, die mit Elektrizität geladen ist; wer nicht völlig mit Spittelers politischem Standpunkt übereinstimmt, ist von vornherein auf einem gefährdeten Posten, und sollte er es sich einfallen lassen, kritische Äußerungen über den Dichter nicht zu unterdrücken, so würde von jenen, die streng auf die Durchführung der Landestrauer achthatten, unerbittlich festgestellt, dass er erstens kein Schweizer sei, folglich zu loben oder maulzuhalten habe, dass er zweitens gegen Spitteler ein politisches Ressentiment pflege und deshalb an Blicktrübung leide, und drittens etwa, dass er einer literarischen Clique angehöre, in welcher der Sinn für das wahrhaft Große und Echte jämmerlich verkümmert sei. In solchen Feststellungen sind besonders jene Beobachter des europäischen Geisteslebens gewandt, deren Vertrautheit mit Spittelers Gesamtwerk sich auf den *Schweizer Standpunkt* beschränkt, und weiterhin solche, die auch diese Schrift nur in Übersetzung lesen können. Aber mit all dem befassen wir uns hier nicht. —

Gewiss, jeder fühlte, dass ein Großer von uns geschieden ist, von vielen mit Klage vermisst. Männer der Literatur, Diener und Herrscher des geschriebenen Wortes haben in einer Sondernummer der Basler *Nationalzeitung* für Spitteler Zeugnis abgelegt, in rühmendem Sinn, mit Feierlichkeit. Es sind Namen dabei, die für unser Schrifttum hoch in Anschlag gebracht werden, von denen ein literarisches Urteil, bevor es eine allgemein fixierte, bleibende Prägung und Gültigkeit annimmt, mitgeformt wird. Auch hier wird der *Schweizer* nachdrücklich mit Ehrungen bedacht; der Sohn seines Volkes sei, heißt es, Spitteler geblieben bis zum letzten Atemzug, genau so wie das bei zwei anderen Dichtern der Weltliteratur sinnfällig in die Augen springe. Bei welchen zwei? Wer wollte da noch lange fragen! Ich zitiere:

«Ist er als Dichter so hoch und höher *wie* Goethe gestiegen,»

— Ist höher *als* Goethe gemeint?

«hat er als Denkender und Wissender über einen internationalen Reichtum verfügt, so hat er mit *Dante Alighieri und Don Piedro Calderon* die geistige Blutfarbe seines Volkes bewahrt und keine Wurzel gelockert, welche ihn festhielt an der Heimaterde.»

Das ist die eine Wesensseite, die an Spitteler hervorgehoben wird. Sehr hübsch ergänzt scheint sie mir durch ein paar Anmerkungen, beigesteuert von Robert Faesi, der nicht so leicht in Nekrologpathetik verfällt:

«Spitteler zeigte denn auch, mag man es loben, mag man es tadeln, von dem bäuerlichen oder bürgerlichen Einschlag, der den Schweizern fast immer eigen ist, *ja überhaupt von schweizerischem Wesen keine Spur*. Selbst nicht in der Aussprache, die mit ihrem baltischen oder deutschrussischen Akzent eher den Reiz des Exotischen als des Heimatlichen hatte ...»

Ob der Dahingegangene mit heftiger Gegenliebe heimgezahlt hätte für die Bestrebungen, ihn im Überschwang schlechtweg als « unser » abzustempeln — wer mag es entscheiden? So sehr er sein Volk gern haben mochte, es schien ihm doch auch ziemlich viel an einer gewissen Spanne Distanz ihm gegenüber zu liegen. Überhaupt ein Absonderungsgefühl, das ihn einmal auf den eingestandenen, erwähnenswert eigenartigen Gedanken brachte, den *Prometheus* auf Hebräisch zu schreiben. —

*

Bei einem Todesfall wird von den Überlebenden leicht ein wenig übertrieben. Es fängt sogar schon bei Lebzeiten an, wenn der Betreffende ins Alter kommt. Es wird darüber gewacht, dass dem Alter an sich Ehrfurcht bezeugt werde. Wer es verdient, wird darüber hinaus geliebt. Ein Mann der Feder pflegt sodann seine willige Gemeinde zu haben, und auch Spitteler hatte die seine.

Eine hervorstechend wichtige Mission der von des Meisters geistiger Hochspannung zur Gefolgschaft Mitgerissenen, der von seinem Wesen entscheidend ergriffenen Jünger und Anhänger besteht darin, dem für ihr Leben zum Schicksal gediehenen Geiste sogleich den Rang inmitten der gültigen Werte seiner Epoche zuzuweisen. Nicht ohne apodiktisches Gebaren ward eines Tages zum Beschluss erhoben, in Spitteler habe man den größten lebenden Dichter im deutschen Sprachgebiet zu erblicken. In dieser Fassung schon herausfordernd, wie alles ungebärdig Superlativistische, wurde die Formel bald noch weiter vereinfacht: der größte lebende Dichter, so hieß es von da an. Weil nicht gleich von Anfang an gegen diese Werttheorie eingeschritten wurde — das Interesse am Dichter war nun einmal flau, leider, leider — gewöhnten sich die den Paroleausrufern ergebenen Nachbeter, von der Gedankenlosigkeit Blässe angekränkelt, diese mathematisch bequeme Formel als allgemein verpflichtend zu wähnen, und solcherweise ballte sich um die Figur des Dichters alsgemach ein Mythos, an dem zu deuteln oder etwa gar zu zweifeln als Anzeichen seelischer Unfeinheit, als Stumpfheit dem Propheten im Vaterland gegenüber und als hämische Philisterversäuerung vor allem Großen ausgelegt und recht überlegen abgetan wurde. Es soll nun nicht verhehlt und nicht geleugnet werden, dass ein Forte mit verstärktem Orchester für eine mit Spittelers Bedeutung korrespondierende Anerkennung zunächst nötig war; es bedurfte Weingartners und noch anderer Harfner, damit überhaupt die Blicke sich an die das Mittelmaß überragende Gestalt gewöhnten.

Aber dass nun der Hinschied eines großen Mannes zum Anlass würde, um ihm allen historischen Vergleichsmöglichkeiten zum Trotz halbgöttliche Ausmaße zuzuerkennen, das war nun doch selbst für Schwarzseher überraschend und nahm manchenorts die Formen eines Satyrspiels an, obschon die Agierenden sich noch mitten in der Tragödie vermeinten. Sicherlich soll keinem ein Wort der Einrede Halt gebieten, der von dem einzig und einsam ragenden menschlichen und geistigen Phänomen Spitteler vor Begeisterung und Hingerissenheit

nicht anders als in Zungen reden kann; das bleibt im tiefsten Grunde eine Glaubenssache und selbst bei schriftstellerischer Darstellung eine lyrische Privatangelegenheit. Wenn die Sache aber so liegt, dass Männer der Wissenschaft jede Haltung verlieren und in die blaue Luft zu dichten anfangen, wirkt es sonderbar und in hohem Grade eigentümlich. Dann nämlich, wenn der literarhistorische Apparat herbeigerückt wird und mit seinen Windflügeln zu schwirren anhebt. Warum in aller Welt müssen nun die Namen Homer, Dante und Goethe herhalten, um sich mit der unverantwortlichsten Konjunktion, welche die Sprache hat, an Spitteler hängen zu lassen? Jonas Fränkel, der mit zartestem Gefühl an die Gestaltung von Texten geht, eine zuverlässige Autorität als Diener am Wort und am Komma, warum behauptet er, wenn er von *Prometheus und Epimetheus* spricht, Spitteler habe damit « der deutschen Sprache ihr seelenvollstes Werk geschenkt »? Dieser Ausspruch kann nicht ernsthaft gemeint sein, wir wollen es zum Besten des Verfassers nicht annehmen; es ist eine Hyperbel, zu der ein übermächtiger Schmerz den Anlass abgegeben haben muss. Sollte er aber ernst gemeint sein, so wäre die Folge, dass man ihn wahrhaftig nicht ernst zu nehmen brauchte, denn mit diesem nichts weiter als komischen Aufprotzen von sämtlichen zusammenraffbaren Superlativen, sobald nur der Name Spitteler ertönt, macht man den Bestgewillten und Bestgesinnten kopfscheu. Es gibt gewisse Schranken der hingabeseligsten Verehrung; werden sie allzu siegesbewusst überschritten, so rettet die aufrichtigste Empfindung nicht vor Komik! Und keine frisch aufgebrochene Wunde des Herzens rechtfertigt es, dass man nun jegliche Hemmung preisgebe und alle Maßstäbe von sich werfe, die man sich sauer erwerben musste. Es bleibt ohne Belang, wenn ein bloßer Amateur der Literatur irgendwem gesteht, er halte Spitteler für den bedeutendsten Dichter, der je lebte; nur Taktlosigkeit und Pedanterie brächten dagegen ein Wort des Einwandes auf. Wenn aber ein Literarhistoriker, ein Mann mit Titel und Würden anlässlich des letzten Werkes von Spitteler, *Prometheus der Dulder*, schreibt: « Größeres ist nie gedichtet worden » — so geht die vom Erstaunen begleitete Frage des Lesers dahin, ob denn die ganze Weltliteratur noch einen wahrnehmbaren Bruchteil von Sinn behalte, wenn in diesem Epos ihre Krönung und ihr Grundstein, ihr Gipfelglanz und ihre Vollendung zu sein habe? Muss denn die Größe Spittelers mit solchen Tricks bewiesen und spürbar gemacht werden, dass man schlankweg die Behauptung mit Tamtam in die Welt schleudert: « In einem Zeitalter, das nur Schriftsteller kannte, war er Dichter, ein absoluter Dichter, *wie er vielleicht seit Dantes Zeiten nicht mehr gelebt hatte* ... »? Jonas Fränkel ist selber rasch bereit, Kritik an Spitteler ohne weiteres als « Verunglimpfung » zu empfinden; er liebt den Dichter mit der ganzen heißspornigen Kraft seines Herzens, und reagiert mit der Reizbarkeit der Liebe. Gelingt es ihm indessen wohl, mit so aufgeregt superlativistischem Gebaren Jene von seiner Sache zu überzeugen, auf deren Bekehrung Wert zu legen wäre? Das ist die Frage, die zu Beginn der apostolischen Tätigkeit hätte gestellt werden müssen. Die gleiche Behutsamkeit, die man Spitteler gegenüber verlangt, wenn es sich um kritische Bestimmung der geistigen Höhenlage handelt, darf man Homer, Dante und Goethe gegenüber verlangen. Diese Namen sollten einem nicht so locker sitzen, dass sie jeden Augenblick aufs Papier kollern, wenn man sich doch

mit dem Vorsatz hinsetzte, bei der Sache zu bleiben, also bei Spitteler. Sollte es zur strikten Notwendigkeit werden, jenen drei Namen den Spittelers hinzuzufügen, so wird eine spätere Generation das viel zuverlässiger besorgen; sie wird den Gegensatz ohne Gewalttätigkeiten schlichten, der zwischen den oben zitierten Aussprüchen Jonas Fränkels und Worten Gottfried Kellers über Spitteler in der Gegenwart wohl nicht eindeutig zu überbrücken ist, spricht doch G. Keller von der « Nürnberger Spielzeugschachtel, die Sie Kosmos nennen », oder von den « mechanischen Puppen Ihrer mythologischen Willkür» — Worte, die mit allerlei Lob verbrämt waren, die jedoch in ihrer schlagenden Kraft der Formulierung nicht restlos mit der Bemerkung abgetan sein dürften: « auch Keller versagte ». Besäßen wir nichts als das Erstlingswerk *Prometheus und Epimetheus*, wer will es wissen, ob die Nachwelt nicht in alle Zeiten versagen würde! Die Nachwelt hat ja immer Unrecht gegen Einzelne gutzumachen, aber heißt das, sie müsse dadurch gleich gegen ganze Generationen neues Unrecht begehen? Hatte das Zeitalter Spittelers außer diesem bloß Schriftsteller, keine Dichter? Arme Weltliteratur. Warum denn immer mit dem Opernglas in der Hand von Spitteler reden? Schaut ein solcher Verehrer, dem es gelingt, in einer Traumvision Spitteler als Schöpfer sämtlicher Werke Michelangelos zu erblicken, wie es Jonas Fränkel widerfuhr, der in Heft 5 der Zeitschrift *Der Lesezirkel* diesem Gesicht Wortgestalt verlieh, schaut man in solchem Überschwang mit dem Perspektiv auf den Dichter, so bietet er sich schön groß dar. Nun geht es aber doch nicht an, dass man straks den Operngucker umdreht, falls man willens ist, das Auge vergleichend auf die Weltliteratur schweifen zu lassen, denn was ist da natürlicher, als dass man weit hinten zwei ärmlich, aber reinlich gekleidete Zwerge sich den Wänden entlang drücken sieht: Homer und Dante, beide etwas verängstigt, da solch ein Ragender zu ihnen treten soll, denn vorher waren noch Shakespeare, Racine und Goethe bei ihnen gewesen, hatten aber der Verfügung zufolge weichen müssen, wonach nur noch die « absoluten » Dichter bleiben durften. Alles erscheint ungewöhnlich, alte überkommene Begriffe und Formen werden gesprengt, und ihre Trümmer liegen sinnlos vor uns. Welche Szene: Dante gesteht dem neuen Ankömmling vertraulich, dass er das nächstemal nicht mehr unter Vergils Führung das Fegefeuer durchschreiten werde, sondern an seiner, des Eintretenden, Hand ... Usw. —

*

Alle die angeführten superlativischen Ergüsse ließen sich um ein kleines leichter schlucken, existierten nicht Untersuchungen von Spittelers Werk, mit denen sich die Kritik etwas näher wird befassen müssen. Das Spitteler-Kapitel in Ermatingers *Deutscher Lyrik*, worin eine Stellung zu Spitteler bezogen ist, die in der Formel von dessen Alexandrinertum energisch und deutlich umrissen wird, müsste nicht allein mit einer Gegenüberzeugung rhetorisch berannt werden, wie es Gottfried Bohnenblust in seiner Artikelserie *Spitteler und seine Richter* (im *Kleinen Bund*) für hinreichend hielt. Und Edith Landmann-Kalischers Aufsatz *Carl Spittelers poetische Sendung* wird von der wissenschaftlichen Kritik nicht hochmütig übersehen werden dürfen. Natürlich übersähen ihn die Unbedingten gern. Natürlich wird nur in Anspielungen von billiger Geringschätzung davon

gesprochen. « Herostratgelüste » haben die Dame zur Tat getrieben, schreibt einer. Und da man die hohe Schätzung Edith Landmanns für Stefan George kennt, charakterisiert man ihre Schrift am allertrefflichsten, indem man George einen Plateniden nennt, vor dem wie vor einem Oz Koproz auf dem Bauche gerutscht werde. So verfährt man wenigstens, wenn man als Literarhistoriker einen tiefempfundenen Nekrolog schreibt und dabei gleichzeitig, mit einem feuchten und einem feuchtfröhlichen Auge, in Ehren ein bisschen polemisiert; ein auch nur scheinbar sachliches Eingehen auf Frau Landmanns Schrift wird vermieden. Das ist schade; doch in den beiden Büchern über Spitteler, die J. Fränkel und Gottfried Bohnenblust in Vorbereitung haben, wird Stellung bezogen werden müssen. Deshalb schon, weil in jenem Essay der archimedische Punkt festgestellt ist, von dem aus ein Hebeldruck die Welt Spittelers nicht gerade aus den Angeln hebt, ihr aber ein sehr spürbares Erdbeben beibringt. Zugegeben, dass auch dieser Aufsatz nicht das absolut gültige Bild Spittelers entwirft, welches fester Traditionsbestand werden wird; beigepflichtet, dass er partienweise mit Andeutungen arbeitet, und dass gerade die bejahend gedachten Teile nur leicht hingewischt sind im Gefühl der korrektiven Funktion, welche den negativen Kapiteln zufällt, einer korrektiven Funktion hinsichtlich der künftigen Spittelerbewertung. Es galt da weniger, Beweise für Phantasie und Sprachgewalt zu türmen, es galt, im strengen Sinn eine Kritik menschlicher Werte, in weitester Fassung des Begriffs, die Kritik an einer Weltanschauung und einem Lebensgefühl, an Substanz und Ausdruck des Talents.

Was hilft auf die Länge die in panegyrischen Schriften immer wiederkehrende, die Erkenntniskraft nicht bis zum Äußersten beanspruchende Evokation der « strengen Herrin », der « Göttin Seele », deren Gesetze es unter allen Umständen zu respektieren gelte? Wohin führt es den offenbarungssüchtig Lauschenden, wenn man bei der bloßen Daseinsforderung dieser Seele verharrt, statt Umfang und Inhalt zu ermessen, Struktur und Gesetzmäßigkeit ihrer Reaktionen? Die große Seele des Prometheus — ist sie nicht einzig groß um ihrer starren Haltung willen? Ist es eine reiche Seele? Wir kennen ihren Verzicht; wissen um ihre Einsamkeit. Ist aber Seele nicht ein Funktionsbegriff, bestimmbar aus der von ihr auf andere Seelen verströmten lebensgestaltenden Wesensfülle? Und darüber hinaus: wird ihr Wesensinhalt nicht mitbestimmt durch den Weltgehalt, den sie sich ihrem Formungsvermögen gemäß anzuwandeln vermag? Nun, in dieser Hinsicht ist bei allen Gestalten Spittelers nichts zu erwarten; keine macht eine Entwicklung durch. Seine Helden sind eng in ihrem menschlichen Ausmaß; jeder von Anfang an fest umrissen, fertig, unwandelbar, mit gewaltiger Kraft ausgestattet, um ihre Persönlichkeit gegen alles behauptend zu wahren. Feingefühl zu beweisen, gelingt ihnen kaum je, der Versuch lockt sie aber auch nicht. Sie werden in vielfältigen Situationen gezeigt —, es könnten jeweilen einige mehr oder weniger sein, ohne dass die Grundanlage gestört würde —, in denen sie sich unbeugsam, trotzig, grob und selbsterfüllt genau so zu verhalten haben, wie sie nun mal sind. Am Schluss muss der Held sein wie am Anfang, nicht umgestaltet, nicht bereichert, mit der gleichen großen fixen Idee, die ihn von jeher zu erfüllen vermochte. Als Größe werden der « großen Seele » die Negation der Welt und gereizter Hass gegen sie angerechnet; ihre Empörung gegen die Gesetze,

denen Sonne und alle Gestirne folgen (o nein, Dantes Vers ist hier nicht am Platz), ist ihr schöpferisches Prinzip.

«Verworfen hat mein Urteilspruch, Prometheus, dich
Für deinen Starrsinn, da du, trotzend dem Befehle,
Nicht abgeschworen deiner geilen üppigen Seele ...»

Das ist die Schicksalslage, in die der Spittelersche Held immer wieder gerät; der Seele abschwören heißt ihm aber: etwas in sich aufnehmen, das nicht ausschließlich und allein sein inneres Gut ist; kaum dass er sich dazu verstehen kann, die Sprache mit anderen zu teilen, ohne dem Wunsch zu erliegen, sich eine eigene zu erfinden.

Der Spittelersche Held untersteht nicht dem «Werde der du bist», da er in jedem Moment ist und nie wird. Wie primitiv ist *Prometheus der Dulder*, wie unscheinbar an Gehalt erweist sich ein Gesang, wenn man ihn widerrechtlicherweise in Prosa wiedergibt! Und dieser im Selbstgefühl, in der Treue zu sich große Held wird kaum von einem Wollen bewegt, ist im Grunde unbeweglich, und nur die Szenerie um ihn wechselt. Die innere Statik macht sich in der ganzen Dichtung spürbar; immer wieder entfaltet sich eine Situation, aber das Ganze entwickelt sich so wenig wie Prometheus. Der Held bei Spitteler, so ließe sich sagen, ist ein direkter Gegenfüßler des bis in die Gegenwart klassischen deutschen Entwicklungsromans, ja er ist eine durchaus artverschiedene Figur in einer Literatur, die Epik und Drama nicht anders kennt, denn als Gleichsetzung mit menschlicher Entwicklung, die nicht vor der seelischen Eintönigkeit ihrer Menschen in eine sogenannte quellende Phantasie entflieht, die vielfach einzig in aufgeplusterter äußerer Aufmachung besteht. Auf den dynamischen Verlauf, darin sich ein Mensch lebend entwickelt, kommt es uns zumeist an, und gerade an dessen Stelle tritt bei Spitteler der ursächliche Ablauf; — glänzend als Rädergemalme der Notwendigkeit in der Novelle *Conrad der Leutnant*, worin eine mit Schicksal über und über beladene Situation in bewundernswerter Dichte der Erzählung der Katharsis zugetrieben wird; dergestalt, als würde ein prall-satter Hängetropfen zu Fall gebracht. Eine Schicksalsnovelle. In der *Imago* ist ein Zustand von Schwäche des Helden als Lebensprobe geschildert, ein vom Dichter mit kalt sausender Ironie verhöhnter Versuch seelischer Mimikry, der dahin geht, sich einzuordnen, statt sich abzugrenzen, Gefühl zu verschenken und verschwenden, statt in sich zu stauen für die unermessliche Steigerung der Ichspannung, das Gewöhnliche gelten zu lassen, statt orgiastisch zu hassen — kurz, in der Sprache der Lebenspolitik: einen Kompromiss zu schließen. In jedem Satz ist jedoch der Selbstverrat spürbar, das Schauspielertum der harten Seele, die sich am Ende unverkleidet in hochgetriebenem Stolz erhebt. Bereichert ist sie um die Erfahrung, sie dürfe niemals, unter keinem Zwang, etwas anderes sein als sich selber; also was sie anfänglich, vor dem vom Schicksal ihr auferlegten Experiment, war. Immer ist bei Spitteler das Problem so gestellt, dass sich die Widerstandskraft des stabilen Charakters bewähren muss; die Augenblicke der Versuchung sind Beuge- und Belastungsproben, aus welchen der geprüfte Held integer und mit doppelt eisengeschientem Rückgrat hervorgeht. Das Gefühl der Starrheit und der vielfach schematischen Anlage dieser Persönlichkeiten wird man vor ihnen nie ganz los; es scheint sogar, als ob sie sich immer mehr ver-

engen, da man im Verlauf der Dichtung um eine gefühlsmäßig erwartete Ausweitung oder Emporwendung ihres Wesens geprellt wird. Man spürt in ihnen das Übermenschliche, oder, um es deutlicher zu bezeichnen, das Unmenschliche. Immer wieder wird uns von der eifrigen Kritik dargetan, bis zu welch staunenswerter Größe es Prometheus bringe, und zwar schon einzig durch den willentlich durchgesetzten Prozess der Entmenschlichung. Denn die in ihrem Übermaß als Göttin erklärte « große Seele », das ist prometheischer Glaubenssatz, verkörpert den Antimenschen. Die Wirksamkeit der großen Seele des Prometheus besteht im Grunde einzig darin, sich selber immer aufs neue zu konstituieren. Sie liebt und hasst; liebt sich selber, hasst alles, was dem Nicht-ich zugehört. So spricht sie zu ihrem Knecht Prometheus:

«Was mir beliebt, ist gut; was ich verneine, schlecht.
Nur eine einz'ge Sünde kenn ich unverzeihlich:
Mir ungehorchen. Alles übrige ist freilich.
Das Fenster endlich, das dem Menschengau entgegen
Talabwärts schaut, das sollst mit Läden du verlegen,
Auf dass du stündlich inne bleibest: *Klüfte gähnen*
Und keine Brücke schreitet zwischen dir und jenen.
Denn feige sind sie, jauchzen dem Verräter zu.
Lass zwei Gesellen dir genügen: ich und du.»

Soweit eine Stelle aus der Berufung des Prometheus, die im Text mehrere Seiten ausmacht, Seiten, deren seelischer Gehalt und geistiger Sinn es im Vergleich zu den äußeren Gebärden über eine erstaunlich anmutende Dürftigkeit nicht hinausbringen:

«Mit sanftem Finger taufte überm Augenjoch
Sie seine Stirn. Und murmelte das Wörtlein „hoch".
Hernach die Brust ihm taufend, raunt ihr Murmeln: „rein".»

Sodann erhält Prometheus von der Göttin Seele noch den Befehl, seines Herzens Kinder, « die kleinen Winselhündlein », alle zu erwürgen, daraufhin wendet sie sich in einem der immer wiederkehrenden Hass-, Zorn- und Trotzausbrüche — der mit helvetischer Feinfühligkeit geführte Krach spielt bei keinem Dichter diese Rolle — gegen den Engelgottes und dessen Weltherrschaft. Zu seinem großen Wandel schickt sich Prometheus an, gebläht von Stolz und Trotz in seiner Einzigkeit, und im tiefsten Grunde doch immer naiv sich selber bemitleidend ob seiner Einsamkeit. Die Bedeutung dieser Figur wird dadurch gehoben, dass der Dichter in ihr den Prototyp des schöpferischen Menschen verkörpern wollte. Das Paradoxon ist nicht reizlos: bis anhin waren die Dichter stolz auf ein Schicksal, das ihnen nichts Menschliches fremd ließ, hier wird es probeweise so versucht, dass alles Menschliche der Verachtung preisgegeben wird. Und doch muss auch die in ihrem Eigenwillen hochragende Ausnahmegestalt sich ihrer durch ihr Menschtum bedingten Grenzen klar sein; ihr Hass ist unendlich weit eher menschlich als göttlich, und ihr schöpferischer Wille, welcher den Sinn ihrer ganzen Existenz hergeben muss, ist es ebenso. Es gelte, in dieser schlechtesten aller möglichen Welten sich eine Gegenwelt zu schaffen, sagt ein Kritiker. Das ist, als wollte jemand eines Tages, der Drehung und des Sonnenumlaufs der Erde überdrüssig, für sich allein die Unbeweglichkeit eines Fixsternes erringen. In einer Welt, die als das « Machwerk eines Pfuschers » bezeichnet wird, in welcher der maßlos überschätzte vergötzte Ananke obenan schaltet,

in der vergeblich gesucht wird, dass man an irgendeinem Flecke « eine gesunde Zwiebel, einen Zweck entdecke », — in einer solchen Welt als Mensch von « Schöpfertum » und derartigen Flausen anders als mit ungeheuerlicher Ironie zu reden, sollte nicht möglich sein. Da helfen griechische Götter und sechsfüßige Jamben nichts; in einem so hoffnungslosen Universum, wie Spitteler es gestaltend umriss, hat auch der größte Dichter nicht soviel Sinn, dass er damit einen Tag seiner Existenz bestreiten könnte. Da reicht die ästhetische Rechtfertigung nicht aus; denn mit der Folgerichtigkeit irdisch mißschaffener Logik müsste sich auch die ihrer Herkunft nach welthafte große Seele als mißschaffen durchschauen und, in jeder ihrer Regungen und Triebe gelähmt, verneinen. —

Es ist von Edith Landmann und früher schon von E. Ermatinger auf die von Schopenhauer und Jakob Burckhardt beeinflusste, oder doch der ihren stark verwandte Einstellung Spittelers zu den Grundfragen des Daseins hingedeutet worden. Dem Dichter soll wahrlich nicht der Mangel einer schöpferischen philosophischen Idee in seinem Werk zum Vorwurf gemacht werden. In ihm wurden schopenhauersche Ideen dichterisch produktiv, wie sie ja in Wagner sich zum zweitenmal verkörpert hatten. Auf jeden Fall ist die Artung von Spittelers Lebenseinstellung, wie sie aus seinem Werk bestimmt wird, von der schopenhauerschen nicht so verschieden, dass nicht eine gewisse Schicksalsverbundenheit der Hauptwerke Beider gefolgert werden könnte. In der Gegenwart, die sich von Schopenhauer denkbar fern bewegt, ist auch von Spittelers Epen kaum zu erwarten, dass sie die Ader der Zeit irgendwie berühren, dass in ihnen eine Generation plötzlich in jäher Erleuchtung den Ausdruck ihrer eigenen geistigen Welt, ihre Fundamente in Symbol und Gestalt geprägt fände, so etwa wie sich eine Generation an Bergson ihrer selbst bewusst ward. Es ist nun so, dass der heutigen Sehnsucht nach neuen Wertsetzungen die bloße ästhetische Rechtfertigung des Daseins nicht genügt. Der ästhetische Idealismus vermag noch Begleiterscheinung zu sein, aber nicht mehr ausschließlicher Lebensinhalt. Auch darin ist Spitteler ein Unzeitgemäßer, seine unbedingten Bewunderer sagen: ein Zeitloser. In seiner Jugend, da sich sein Weltbild formte, war Schopenhauer, in der Wirkung betrachtet, mitbestimmender Lebender, waren die schopenhauerschen Ideen in Deutschland, Frankreich, Italien gleichsam atmosphärisch gegenwärtig. Als der *Olympische Frühling* erschien, hatte sich das alles insoweit verschoben, als der Wertglaube, der in diesem Epos seinen Ausdruck findet, nicht mehr die Anhängerschaft haben konnte, die ihm wenige Jahrzehnte vorher mit großer Wahrscheinlichkeit rasch zugefallen wäre. Man war nicht mehr sosehr darauf aus, Welt und Leben mit summarischer Begründung zu negieren; darin war Spitteler unzeitgemäß, dass er zu spät kam, um eine Idee zu vertreten, die am organischen Fortwuchs des Geistes noch eine lebendige Funktion hätte sein können. Nicht dass er der Zukunft zu weit vorgegriffen hätte — es wird ja vielfach geglaubt, dass seine Zeit erst kommen werde —, sondern dass er ein Stück Vergangenheit, ein ausgelebtes, erstarrtes Weltgefühl in einer jungen Epoche mit eigenbrödlerischem Starrsinn noch von den Kräften zur Überzeugung und Eroberung geschwellt vermutete. Der Einwand, dies alles berühre den Dichter nicht, diese Probleme gehören der Philosophie zu, hätte seine gültige Schlagkraft, wenn Spitteler nicht sosehr mit einer ganz bestimmten Philosophie, deren

Schöpfer er nicht ist, verflochten wäre, dass man ihn bei geistesgeschichtlicher Betrachtung nie davon wird trennen können. —

Diese Erwägungen mögen eine Haltung Spitteler gegenüber erklären, die im jetzigen Augenblick ihrer Rechtfertigung bedarf. Heinrich Federer, großherzig und von bewundernswerter Gabe der Einfühlung in seinen kritischen Äußerungen, hat in seiner Artikelreihe *Um Carl Spitteler herum* (in den *Neuen Zürcher Nachrichten*) klipp und klar gesagt, dass jetzt « ein unanständiges Verhimmeln » Spittelers im Schwange sei; ein Wort, das doppeltes Gewicht erhält, wenn man bedenkt, welch anerkennungsbereiten Autor es hat. Und Federer, der in entzückend instinktsicherer und offener Art das Große am Dichter darstellt, hat doch auch genügend Feinnervigkeit, um in Spittelers Epen « die frostige, im tiefsten Sinne unherzliche, fast herzlose Luft und Stimmung » zu spüren, jenen Mangel an Liebe, den Ermatinger auch vorwarf. Dieser Mangel an Liebe und Gefühl im *Olympischen Frühling* und im *Prometheus*, er lässt sich dialektisch schwer nachweisen; das ist im ursprünglichsten Sinn eine Herzensfrage, auf die es keine Kollektivantwort gibt, da jeder Leser sie in seinem stillen Herzkämmerlein beantworten muss. Welch problematische Sache aber ist das: kosmische Dichtung ohne die große Liebe! Und einzig das Selbstgefühl als deren armseligen Ersatz! Und wie fragwürdig bis in alle Poren ist die Vergleichung Spittelers mit dem Dichter, dessen göttliche Sehnsucht mündete in *L'amor che muove il sole e l'altre stelle*!

*

Mit den vorausgehenden Bemerkungen soll nicht ein gedrängter Gesamtaufriss Spittelers angestrebt sein. Es galt, den Blick auf einige Seiten zu richten, die in den Gedächtnisreden und -Aufsätzen meistens etwas zu kurz kamen, da ein Name in überhastetem Eifer zu Homer und Dante als dritter hinzugefügt wurde, der in der Literaturgeschichte nicht annähernd den Rang jemals einnehmen wird wie der Name Klopstock. Ebenso unsterblich wie Klopstock — dies sei den Spitteler-Sektierern zugestanden; aber es wird eine unendlich viel stillere Unsterblichkeit auf Erden sein.

Wieviel gewinnt das Bild Spittelers, wenn man es nicht gleich « zu den Gefilden hoher Ahnen » gewaltsam erhebt, sondern es aus der Zeit betrachtet, der es schließlich angehörte — bei allem Groll des Dichters gegen diese Zeit. War es nicht ein schönes Vorrecht der schweizerischen Dichter, Spitteler mit demokratischer Zurückhaltung als ihren heimlichen König verehren zu dürfen, auch wenn dieser Rang noch nicht die Gleichsetzung mit den Größten aller Zeiten erlaubte? Welch geistvoller Kopf, welche Intelligenz in der Organisation seines Talentes, welche Energie künstlerischen Formwillens bleiben der Würdigung schöne Gegenstände! Und die eigenstrebige muskulöse Verssprache; die heitere Sicherheit, die vor Ausgleiten bewahrte, auch wenn die Grenze des Geschmackes aus Übermut für Augenblicke übertanzt wurde! Weniger in den Gesamtkonzeptionen der Epen als in überraschend aufleuchtenden, meisterlich gekonnten Einzelheiten erweist sich das Format dessen, der am Werk war. Was war es für eine Eingebung, der wir seinen Aufsatz über den « Wert der Einzelschönheit » zu danken haben? Ganz ohne Zusammenhang zum eigenen Werk lässt sie sich

wohl nicht erklären. Man wird in Zukunft vielleicht weniger ausschließlich vom übermäßigen Urdrang der Phantasie reden als von dem ihr mindestens ebenbürtigen überlegenen Spieltrieb, dem auch dieses Können zu Gebote stand; ein künstlerisch gelenkter Spieltrieb, dem des Dichters Freude an der schönen Situation herrlich ergänzend entgegenkam, der sich jedoch zuweilen seiner Lenkung entwand und in allerhand allegorischen Ranken sein Neckwesen trieb, in den Schöpfungen der Röhre « Ungern », dem Tal « Warumdennicht », dem Berg «Könntichmöchtich» und der Ziege «Käshorn», oder in Szenen, wie jener, da ein Engel mit den Worten auftritt: « Ich heiße Wahrheit, Hoffnung werd ich zubenannt ». Kein Widerspruch zwischen ihm und dem strengen Ethos, für das Spitteler leidenschaftlich Zeugnis ablegte! Auch jener lebendig wirksame Trieb trug bei, dass sich das Ethos erfüllen konnte, und dass selbst beim Glauben an Ananke die Gebärde der Freiheit zuweilen möglich war. Um dieses in Lebensgestalt umgesetzten Ethos' willen, für das Gefühl der Verpflichtung zur Leistung, für die erreichte Leistung einer Einheit von Sein und Werk, die bewusste Steigerung der selbstgebietenden Individualität und ihres sprachmäßigen Ausdrucks: dafür wird dem Namen des Dichters Ehre zuteil. Und wenn die betriebsam organisierte moralische Verpflichtung zu einer überanstrengten Verehrung hinwegfällt, bei der das Herz nicht mit ungekünstelt ganzer Hingabe mittun kann, so wird auch nicht mehr der Mangel an ursprünglicher Liebe zum Ausdruck kommen, sondern nur mehr die im Gefühl gerechter Wertschätzung liegende Schönheit.

MAX RYCHNER